



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nach einigen Controversen auf ein friedliches Abkommen gefaßt machen sollten, durch welches die katholische Kirche Alles erhält was sie wünscht, und in der evangelischen die Dissidenten in erster Linie, die kirchlichen Unionisten in zweiter, der freien Behandlung des preussischen Kirchenregiments anheimgegeben werden. Aber auf diesem Gebiete ist der Reaction ihr Ziel gesteckt *).

W o c h e n b e r i c h t.

Literatur. — Kritische Schriften, zum ersten Male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben von Ludwig Tieck. Vier Bde. Leipzig, Brockhaus. — Die beiden ersten Bände dieser Sammlung sind bereits vier Jahr alt, die beiden folgenden sind mit Zugrundelegung der dramaturgischen Blätter von 1826 und mit Aufnahme der später hinzugekommenen kritischen Aufsätze durch Eduard Devrient neu gesammelt. — Ueber die beiden ersten Bände haben wir seiner Zeit bereits referirt. Sie enthalten vorzugsweise die Vorreden zu den verschiedenen Ausgaben, die der Dichter veranstaltet hat, jedoch auch einige selbstständige Aufsätze. Der beste dieser Aufsätze ist der über Heinrich von Kleist, um welchen sich Tieck theils durch Herausgabe seiner Werke, theils durch fortwährende Anregungen und Erläuterungen, ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst erworben hat. Die beiden folgenden Bände beziehen sich fast ausschließlich auf's Theater und sind von großem Interesse sowol für die Kenntniß der damaligen Bühnenverhältnisse (in den 20er Jahren), wie auch zur Einsicht in die Stellung, welche Tieck der neuern Literatur gegenüber einnahm. Während er in der ersten Zeit seiner dichterischen Wirksamkeit mit der Schlegel'schen Schule gemeinsam die Fahne der Romantik aufpflanzte, ist in diesen kritischen Blättern die Romantik, die eben aus der Nachahmung jener Schule hervorging, der hauptsächlichliche Gegenstand seiner Polemik. Zwar ist der Werth der verschiedenen Aufsätze nicht gleich. Manche Rücksichten, namentlich auf die amtliche Stellung bei der Dresdner Hofbühne, haben darauf eingewirkt, Manches ist auch

*) (Anmerkung der Redaction.) Wir müssen dem Bericht unsres verehrten Correspondenten noch eine nicht eben erfreuliche Bemerkung hinzufügen. Was soll es vorstellen, daß in diesem Augenblick, wo die constitutionelle Partei alle ihre Kräfte aufzubieten hat, um sich überhaupt nur über Bord zu erhalten, die Herren Camphausen und Simson aus Familienrücksichten oder Gott weiß aus was für Gründen ihr Mandat zurückweisen? Je höher wir die Begabung dieser Männer anschlagen, je mehr glauben wir sie auch verpflichtet, die Fahne des Liberalismus festzuhalten, auch wo diese Beschäftigung nicht gerade eine sehr bequeme ist. Ihre Namen sind mit der Partei verwachsen, die Partei ist ihnen gefolgt, auch wo sie nicht ganz billigen konnte, sie sind daher an die Partei gebunden. Da man in solchen Fällen an diätetische Gesichtspunkte nicht leicht glaubt, so wird ihr Verfahren allgemein so ausgelegt werden, als ob sie an der Zukunft der Partei überhaupt verzweifelten, und das ist eine schwere Veründigung, ganz abgesehen davon, daß die Nachwahlen einem reactionairen Candidaten neue Chancen eröffnen. — Was die Bemerkung über die Bethmann-Hollwegianer betrifft, so ist die fünfmalige Wahl des Hauptes dieser Partei wol eine Bürgschaft dafür, daß durch die Nachwahlen auch die übrigen hervorragenden Mitglieder derselben einen Platz in der Kammer finden werden.

sehr flüchtig hingeworfen, und zuweilen gehen die alten Sympathien mit den neu erworbenen Ueberzeugungen durch; aber im Ganzen ist die Polemik mit vielem Geschick, Sachkenntniß und Ueberzeugung geführt, und auch wo wir mit dem Einzelnen nicht einverstanden sind, können wir noch immer viel daraus lernen. Am wenigsten befriedigen diejenigen Aufsätze, in denen Tieck nach der Weise seiner frühern Aesthetik seinen Gegenstand von verschiedenen Seiten beleuchten läßt, indem er Personen von verschiedenen Gesichtspunkten fingirt, welche durch die Unterredung die Einseitigkeit der einzelnen Ansichten aufheben sollen. Es kommt bei dieser Art von Kritik nicht viel heraus. Ungleich zweckmäßiger verfährt der Kritiker, wenn er mit seiner eigenen Ueberzeugung, seinem eigenen Princip dem Gegenstand scharf zu Leibe geht und es der übrigen Literatur überläßt, etwaige Einseitigkeiten, die trotz der aufrichtigsten Unparteilichkeit eintreten können, auszugleichen. — In vieler Beziehung erinnern diese kritischen Blätter an Börne, dessen Theaterrecensionen ungefähr in die nämliche Zeit fallen, die nämlichen Stücke behandeln und wenigstens im Ganzen genommen auf das nämliche Resultat führen; aber wenn Börne durch die Lebhaftigkeit seines Styls, durch die Mischung von Gemüthlichkeit und Leidenschaft in seinem Wesen und durch die unbeschränkte Popularität seines Instinkts in den meisten Fällen einen schlagendern Eindruck macht, so stehen die Aufsätze Tiecks für den Einsichtigen unendlich höher, denn Börne ist reiner Naturalist, er giebt seinen Stimmungen den freiesten Spielraum, ganz gleichgiltig, ob diese von einem ästhetischen oder einem andern Eindruck herrühren, und wenn sich auch der bedeutende gesunde Menschenverstand, der sich selbst in seinen Paradoxien selten verläugnet, von Zeit zu Zeit in treffenden Einfällen geltend macht, so würde es doch schwer sein, aus irgend einem seiner polemischen Ausfälle eine allgemeine Regel zu ziehen, die für die Ausübung und Beurtheilung der Kunst fruchtbar werden könnte, und das ist doch bei der Kritik die Hauptsache. Tieck dagegen strebt überall nach der Aufstellung irgend eines allgemeinen Principes; er betreibt sogar die Urtheile im Einzelnen ziemlich lässig, dagegen geht er sehr sorgfältig zu Werke, wenn er die allgemeine Regel daraus zieht. Wenn sich auch hin und wieder in diese Regel eine persönliche Vorliebe einschleicht, die mit der reinen Kritik nichts zu thun hat, so wird uns doch jedesmal dadurch eine Handhabe geboten, unsre eigene Ansicht zu messen und sie entweder zu berichtigen, oder sie berichtigend auf die empfangene Kritik einwirken zu lassen. — Auffallend ist die Uebereinstimmung zwischen beiden Kritikern bei der Beurtheilung des Hamlet, dem beide eine größere Abhandlung gewidmet haben. Wenn auch bei Börne die Abneigung gegen die Figur des Hamlet vorzugsweise aus seiner Abneigung gegen die Unentschlossenheit der deutschen Politiker hervorging, deren Conterfei er in diesem wunderbaren poetischen Gemälde erblickte, während sie bei Tieck aus einer fast zu großen Anspannung des Scharfsinns zu erklären ist, so bleibt doch das Resultat dasselbe. Die herkömmliche Vorstellung von dem Verhältniß der Dignität, in dem die einzelnen Personen dieser Tragödie zu einander stehen, wird geradezu auf den Kopf gestellt. Tieck's Auffassung hat in jener Zeit eine große Sensation erregt und im Ganzen wenig Billigung gefunden. Wir finden, daß sie, wenn man gewisse Voraussetzungen gelten läßt, namentlich die Voraussetzung eines leitenden, festgehaltenen Plans beim Dichter, sehr scharfsinnig ausgearbeitet ist, und daß sie ebenso gut als eine Erklärung gelten kann, als irgend eine andere, nur ist es auffallend, daß Tieck, der seine Hypothese als die einzig mögliche Rechtfertigung des Shakespeare'schen Plans begreift, nicht auf die weitere Ueberlegung kommt, daß in dem

Organismus eines Drama's, welches fast unmittelbar nach seinem Entstehen so unerhörte Mißverständnisse provocirt, irgend etwas Fehlerhaftes sein müsse, und daß namentlich von der gerühmten Durchsichtigkeit des dramatischen Plans keine Rede sein könne, wo man jede der handelnden Personen auf die entgegengesetzte Weise aufzufassen veranlaßt wird. — Weit wichtiger und interessanter für uns sind die Betrachtungen über den Zustand des deutschen Theaters. Tieck hat die Uebelstände desselben mit großem Scharfsinn und feinem Tact herausgefunden, und es liegt eine gewisse Ironie darin, wenn diese Uebelstände vorzugsweise auf das herauskommen, was von der romantischen Schule so lange Zeit als Evangelium aufgestellt und was später von Tieck bei dem Einfluß, den er in Berlin ausübte, wenigstens gelten gelassen wurde. Der vierte Band schließt nämlich mit einer Reihe kleiner Aufsätze, in denen die Berliner Versuche, die griechischen Tragödien und die englischen und spanischen phantastischen Lustspiele mit Unterstützung der Musik auf die Bühne zu bringen, mit großer Anerkennung besprochen werden. Er freut sich darüber, daß der Sinn für das Schöne zu allen Zeiten derselbe sei, und daß man in der Mark die Tragödien des Sophokles mit eben so viel Behagen genießen könne, wie vor zweitausend Jahren in Athen, und doch ist diese angebliche Universalität des Geschmacks, diese Gleichgiltigkeit gegen die nationalen und zeitlichen Voraussetzungen der Hauptgrund für die Styllosigkeit und Verwilderung der deutschen Bühne, und Tieck hat das auch vollkommen richtig gefühlt; aber es ist, wie wir vorher andeuteten, die alte Vorliebe hat das Uebergewicht über sein kritisches Urtheil gewonnen. — In den dramaturgischen Blättern finden wir zwar überall auch die Fortsetzung gegen den gemeinen Realismus des bürgerlichen Drama's, den Tieck früher als Romantiker mit Recht bekämpft; aber der Kampf gegen die Ueberschreitungen dieser Romantik tritt bedeutend in den Vordergrund. Es ist eine wahre Freude, die Ueberlegenheit zu verfolgen, mit der dieser feine Kopf die Ausgeburten der Schicksalstragödie in ihre grenzenlose Hohlheit und Nichtigkeit zerlegt. Nun ist es aber nicht seine eigene Schule, aus der er die Quelle dieser Verirrungen herleitet, sondern Schiller. Gegen Schiller steht er überhaupt in einem ganz eigenthümlichen Verhältniß. Er hat eine geheime Abneigung gegen Schiller, obgleich er gegen die Verdienste dieses Dichters keineswegs blind ist; und weil er das fühlt, zwingt er sich jedesmal, wo er auf Schiller zu sprechen kommt, und das geschieht fast auf jeder dritten Seite, zu einer gewissen Nüchternheit und Begeisterung, die zuweilen einen komischen Eindruck macht. Er redet von ihm nie, ohne ein *epitheton ornans* anzuwenden, z. B. „unser Schiller“, „der edle Schiller“, „der ausgezeichnete Dichter Schiller“ u. s. w., und zwar jedesmal, um irgend einen kleinen Hieb auf den guten Schiller einzuleiten. Zum Theil mag das Rücksicht auf das Publicum gewesen sein, für welches er schrieb und das sich seinen Schiller nicht ungestraft verlästern ließ, zum Theil aber auch ein sehr ehrenwerther Kampf gegen seine eignen Neigungen. Uebrigens hat ihn diese Abneigung keineswegs verleitet, dem Dichter Gerechtigkeit zu versagen. So ist z. B. seine Abhandlung über den Wallenstein, wenn wir von dem wunderlichen Einfall absehen, der Dichter hätte nach Art des Shakspeare den ganzen dreißigjährigen Krieg behandeln sollen, ein kritisches Meisterwerk, und alle Vorzüge und Fehler dieses Trauerspiels werden mit dem größten Scharfsinn an's Licht gezogen. Worin aber für uns die Ironie in diesem Verhältniß liegt, ist die verschiedene Begründung desselben zu verschiedenen Zeiten. Ursprünglich war Schiller den Romantikern unbequem, weil er von allen Dichtern am meisten rationalistisch war, weil er am unbefangenen, offensten und

leidenschaftlichsten in die herrschenden Ansichten des Zeitalters einging, eines Zeitalters, gegen welches vorzugsweise der Kampf der Romantik gerichtet war. In den dramaturgischen Blättern dagegen wird Schiller vorzugsweise als Romantiker angegriffen. Tieck bezieht sich mit seinen Vorwürfen namentlich auf die Jungfrau von Orleans und auf die Braut von Messina, und spricht wahrhaft goldene Worte gegen dieses Bestreben, die Mirakel zu übertreiben und dem Publicum zuzumuthen, im Interesse der Aesthetik aus seinen natürlichen und vernünftigen Voraussetzungen herauszutreten. „Ist es denn recht,“ fragt er, „alles Nationale, Angewöhnte und Alerzogene, alle Gefinnung und Ueberzeugung diesem Bühnenschmuck zu Gefallen aufzugeben?“ — Und weiter: „Soll denn die Romantik der Tragödie etwa darin bestehen, daß ich mich passiv den bunt wechselnden Eindrücken überlasse, Zusammenhang, Wahrheit, Begründung nicht so genau verlange.“ — Vortrefflich! Aber was haben denn die früheren Verehrer Calderon's gethan, als sie dem deutschen protestantischen Publicum zumutheten, sich von der wahnsinnigen Wigotterie in der „Andacht zum Kreuz“ erbauen zu lassen? Was hat der Dichter des „Marlos“ gethan, als er uns den noch wahnsinnigern spanischen Begriff von Ehre oetroyiren wollte? Was hat Tieck selbst in seinen Lustspielen, auch in der „Genovera“ gethan, als er die Dämonen aus allen Welttheilen zusammenbeschwor, um der aufgeklärten Barbarei den Sinn für das Uebernatürliche und Mystische wieder zu schärfen? — Wir sagen das Alles nicht, um das Verdienst dieser kritischen Blätter irgendwie zu schmälern, aber es wäre doch gut gewesen, wenn Tieck diesen Bruch mit früheren falschen Vorurtheilen offen ausgesprochen hätte. — In der Polemik gegen Calderon, wenigstens gegen die Verehrer Calderon's, ist er ganz rücksichtslos, und es ist eine wahre Freude, zu beobachten, wie der protestantische Geist sich bei diesem Manne geltend macht, den man früher in Verdacht hatte, zu den Abtrünnigen zu gehören. — Diese Polemik gegen die Romantik, d. h. gegen die Unwahrheit und Unverständlichkeit in den Motiven, ist der leitende Grundgedanke der dramaturgischen Blätter. Mit demselben hängt zusammen die Polemik gegen die Einnischung des Opernwesens und Drama, gegen das Uebergewicht, das man den Decorationen und Costumen giebt mit Beeinträchtigung der eigentlichen Handlung; ferner gegen das Virtuositenthum, das durch Verbindung unnatürlicher Contraste gewaltfame Effecte hervorzurufen strebt, gegen die Steigerung der Sinnlichkeit durch Anwendung der Musik, bunter Aufzüge, Tänze u. s. w.; gegen die blumenreiche Diction, die durch sinnlichen Klang das nothwendige Medium des dramatischen Eindrucks, den Verstand, übertäubt; gegen die coquette Kindlichkeit und die Verbindung des Grausamen mit dem Kleinsüßen u. s. w. Das Alles ist uns aus der Seele gesprochen, und wenn auch in den Vorschlägen, die er zur Verbesserung der Bühne macht, sehr häufig eine große Unsicherheit in Beziehung auf die Technik der Bühne fühlbar wird, so ist die Anregung doch immer lobenswerth, und Manches wird auch durchdringen, z. B. die Ansicht von der Nothwendigkeit eines allgemeinen idealen Theatercostums, welches nur große Zeitgruppen charakterisirt, wie man ja auch in der guten Malerei ein ideales Costum beobachtet. — In den einzelnen Urtheilen ist manches Verfehlt. Auch die romantische Vorstellung, daß Lessing eigentlich kein Dichter gewesen sei, ist wieder hervorgesucht. Aber im Allgemeinen könnte es nur den heilsamsten Einfluß haben, wenn Theaterdichter, Schauspieler und Recensenten aus diesen Auffassungen eines Mannes, der auch in seinen Irrthümern Geist entwickelt, ein ernsthaftes Studium machten.

Geschichte der Literatur der Gegenwart. Vorlesungen über deutsche, französische, englische, spanische, italienische, schwedische, dänische, holländische, flämische, russische, polnische, böhmische und ungarische Literatur von dem Jahre 1789 bis zur neuesten Zeit. Von Dr. Theodor Mundt. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Simion. — Die erste Ausgabe dieses Werks kündigte sich als eine Fortsetzung der Vorlesungen von Hr. Schlegel an, und war auch ungefähr in der Form derselben gehalten, das heißt, es waren diejenigen Erscheinungen, welche der Verfasser für die wichtigsten hielt, hervorgehoben und ausführlich besprochen, die Nebensachen waren nur ganz oberflächlich berührt. Die neue Bearbeitung verfolgt eine entgegengesetzte Tendenz. Es kommt ihr nämlich auf Vollständigkeit an. Schon der Titel giebt uns eine ziemliche Reihe von Völkern, von jeder derselben wird eine ziemliche Anzahl von Schriftstellern angeführt mit mehreren Werken. Es ist dadurch in das Ganze ein Mißverhältniß eingetreten. Wir begreifen sehr wohl die Berechtigung eines Werks, welches sich mit der ausführlichen Darstellung der Hauptsachen begnügt, eben so die Berechtigung eines Werks, welches den Zweck hat, ein rationell verarbeiteter, zweckmäßig gruppierter Bücherkatalog zu sein, der vielleicht durch äußerliche, sinnlich greifbare Formen das Wichtige vom Unwichtigen scheidet und wesentlich zum Nachschlagen bestimmt ist. Zwar leistet das Conversationslexicon darin schon Vieles, allein es bliebe einem geschickten, eben so gelehrten, als einsichtsvollen Sammler für die Bequemlichkeit des Publicums darin noch viel zu thun übrig. Aber beide Zwecke mit einander zu verbinden, ist eine sehr mißliche Aufgabe; sie könnte nur so gelöst werden, daß der Verfasser das Wichtige vom Unwichtigen streng unterscheidet, das Erste im Text ausführlich behandelt, und das Andere in Anmerkungen folgen ließe. Das hat Herr Mundt nicht versucht. Er hält die geschlossene Form von Vorlesungen fest, wirft Wichtiges und Unwichtiges bunt durcheinander und giebt, wahrscheinlich von dem Umfang seiner Lecture geleitet, bald eine ausführliche Charakteristik, bald bloß die Angabe von ein paar Büchern (auch diese niemals vollständig), mit ein paar Büchertiteln, mit schmückenden Beinwörtern ausgestattet. Die Vollständigkeit des Werks ist also nur eine scheinbare; denn wenn auch die meisten Schriftsteller der neuern Zeit darin vorkommen, so erfahren wir doch nur von einigen etwas Genaueres. Namentlich gilt das von der gesammten ausländischen Literatur. — Die literarischen Ansichten des Verfassers setzen wir als bekannt voraus. In der ersten Ausgabe sprach er dieselben unbefangen aus, in der neuen Bearbeitung bemüht er sich dagegen, nach allen Seiten hin ohne Unterschied Artigkeiten zu sagen. Das wird zwar den meisten Lesern sehr bequem sein; ob es aber auch nützlich ist, ist eine andere Frage; uns scheint unser Zeitalter bei seiner übersteigerten Production im Verhältniß zu seiner dürftigen Schöpferkraft gerade eine sehr ernste, eindringende und rücksichtslose Kritik zu bedürfen, denn ein paar Duzend neue Duodez=Lyriker oder Duodez=Novellisten aufzumuntern, ist kaum mehr nöthig, aber die Spreu vom Weizen zu sondern, wäre heutzutage eine sehr nothwendige Arbeit. — Doch lassen wir das dahingestellt sein. Jeder Literaturhistoriker hat das Recht, sich eine Aufgabe nach seiner Weise zu setzen. Dagegen wollen wir auf einige Irrthümer aufmerksam machen, die sich selbst aus der alten Ausgabe noch erhalten haben und die wol hätten vermieden werden sollen. So wird von Tieck als ausgemacht behauptet, er sei zur katholischen Kirche übergetreten (p. 116); dasselbe wird von Brentano erzählt (p. 307), obgleich der Erstere sich ziemlich rücksichtslos über den Katholicismus ausgesprochen und der Letztere

nie einer andern Kirche angehört hat. p. 317 liest der Verfasser in Görres' Schrift: „Europa und die Revolution“, die Ansicht, daß die Reformation ein zweiter Sündenfall sei. Diese Ansicht wird aber in jenem Buch von Görres noch als eine falsche und einseitige bezeichnet. — Auch bei vielen ästhetischen Urtheilen kommt man zu der Ansicht, daß hier irgend ein factisches Mißverständniß obwalten müsse. So lesen wir p. 404 folgenden Passus: „So schrieb der geniale Felix Pyat seine Komödie: „Diogène“ ganz und gar in classischer Manier, die hier in der Form und Behandlung mit Strenge und Reinheit geltend gemacht wurde. In dieser feinen und edlen Begrenzung machte der innere Ueberschwang einer weltverachtenden und mit dem Bestehenden kämpfenden Gesinnung nur um so mehr Effect, der es theilweise sogar bis zu einer gewissen Erhabenheit bringt.“ Wenn man dieses Urtheil liest, so steht einem geradezu der Verstand still. Abgesehen von den griechischen Namen, die darin vorkommen, ist das Stück in Form und Inhalt eine auf den Geschmack der rohesten Vorstadttheater berechnete rührende Posse, die mit dem Bajazzo ganz in der nämlichen Reihe steht. Ob hier irgend eine Verwechslung, vielleicht mit Augier, stattfindet? — p. 820 wird in dem „Rehama“ von Southey ein Ebenbild des deutschen Faust gesucht. Wo auch nur eine entfernte Verwandtschaft zwischen diesen beiden stattfinden soll, ist absolut nicht zu begreifen. — p. 74 wird von Schleiermacher gesagt, er habe in seinen „Monologen“, die in den „Reden über die Religion“ nur angedeuteten Principien wissenschaftlich durchgeführt; aber so gut wie die Monologe könnte man etwa auch Tieck's Urania ein wissenschaftliches Buch nennen. — Wir haben hier auf diese Mißgriffe aufmerksam gemacht, über die ein verschiedenes Urtheil gar nicht stattfinden kann. Den sonstigen Ansichten des Verfassers die unsrigen entgegenzusetzen, wäre hier nicht am Ort. — In der Vorrede meint Herr Mundt, er habe die neuere Form der Literaturgeschichte eigentlich erst angeregt, und die meisten, wenigstens viele der neueren Bearbeiter derselben hätten ihn benutzt; aber seitdem das Werk von Gervinus erschienen ist, dürfte das doch wol zu viel behauptet sein. — Einige Male kommt der Verfasser auch auf die wissenschaftliche Literatur zu sprechen, ohne erhebliche Berechtigung. — In dem Styl ist noch Vieles von der belletristischen Form der ältern Ausgabe geblieben (so z. B. „die Revolution ist der Mythus der neuen Zeit, ihn deuten und die in ihn eingegrabenen Widersprüche versöhnen, heißt die alte Sphinx in den Abgrund schleudern und den freien Menschen auf den Thron der Menschheit setzen.“ — „In der Literatur treten die handelnden Parteien als schaffende Begriffe auf, und darum haben wir es hier mit der Fülle eines schon gestalteten Lebens zu thun, in dem wir unsre Kämpfe als Resultate wiederfinden. Es ist der Idealismus der Volkskraft, der uns in der Literatur durchdringt.“) Diese und ähnliche hochklingenden und wenig sagenden Gemeinplätze hätte der Verfasser bei der Faltung der späteren Zusätze wol ausmerzen können.

Neueste Lyrische Poesie. — Weihnachten kommt heran, und mit ihm die zierlich eingebundenen Miniaturausgaben mit Goldschnitten, in welchen lyrische Gedichte, Märchen, Erzählungen u. s. w. enthalten sind. Wir beginnen mit dem deutschen Musenalmanach, herausgegeben von Christian Schad. (Dritter Jahrgang, Würzburg, Stahel.) Wir finden in demselben fast alle berühmten und unberühmten lyrischen Dichter vertreten, deren Werke gegenwärtig gangbar sind, so wie sämtliche Landschaften Deutschlands und der umliegenden Orte bis zur Bukowina. Am wenigsten vertreten

ist Bayern; dagegen hat aus Franken Friedrich Daumer einige recht niedliche epigrammatische Lieder geliefert, in denen der alte Kampf gegen die Heiligen rüstig fortgesetzt wird. Aus Schwaben sind ziemlich viel Beiträge von den alten Celebritäten, besonders von Carl Mayer, eingeliefert. Auch Justinus Kerner hat ein stylistisch ganz gut ausgearbeitetes Gedicht geschickt, dem nur leider die Pointe fehlt. Auch ein ungedrucktes Gedicht von Hölderlin steht darunter. — Unter den österreichischen Dichtern zeichnen sich, abgesehen von den alten Berühmtheiten, Vogl, Seidl u. s. w., Alfred Meißner und Moriz Hartmann aus. Die norddeutschen Dichter nehmen natürlich den größten Raum ein. Wir nennen darunter Emanuel Geibel, von dem z. B. eine ganze Reihe von Weinliedern vorhanden sind, Robert Reinick, Leopold Schefer (mit einem sehr hübschen erzählenden Gedicht), Friedrich Hebbel, wenn dieser sich nicht mittlerweile in einen Oestreicher verwandelt hat, Adolf Böttger, Rudolph Gottschall, Friedrich Bodenstedt (allerliebste Kleinigkeiten), Ludwig Bechstein u. s. w. Von Hebbel sind eine Reihe von Epigrammen, die sich eigentlich von Prosa meistens nur durch die ungenauere grammatische Construction unterscheiden. Wir theilen eins dieser Epigramme mit, welches den Titel führt: „Selbstkritik meiner Dramen.“

In moralisch sind sie! Für ihre sittliche Strenge
Stehn wir dem Paradies leider schon lange zu fern,
Und dem jüngsten Gericht mit seinen verzehrenden Flammen
Noch nicht nahe genug; reuig bekenne ich dies!

Was die arme Welt doch schlecht ist! — In einem andern Epigramm droht er seinen Recensenten mit fürchterlicher Rache und behauptet zum Beleg seiner Kraft, der Dichter Lessing habe den Recensenten Göthe der ewigen Schande preisgegeben. Unfres Wissens hat das nicht der Dichter Lessing gethan, sondern der Kritiker Lessing durch eine meisterhafte, in allen Punkten wahre und zugleich witzige Recension. — Als eine andere Sammlung führen wir an: Liederchronik deutscher Helden. Aus vaterländischen Dichtern zusammengestellt von Adolf Böttger. (Leipzig, Herbig.) Also eine chronologisch geordnete Anthologie, wie wir vor einigen Wochen eine topographisch geordnete Anthologie angeführt haben. Die Sammlung ist im Ganzen recht zweckmäßig, wenn auch die Zusammenstellung von allen möglichen Dichtern, von Klopstock bis auf Parucker, zuweilen einen curiösen Eindruck macht. — Sodann: Gedichte von Hoffmann von Fallersleben. (Vierte Auflage. Hannover, Rümpler.) Hoffmann ist durch die leichte Art, mit der er in seinen Unpolitischen Liedern sehr ernsthafte Fragen behandelte, bei unseren Gutgesinnten einigermaßen in Verruf gekommen. Wir denken auch nicht daran, seine poetische Thätigkeit in allen Punkten zu rechtfertigen, aber es bleibt doch immer ein höchst liebenswürdiger Dichter, dem die Sprache der Natur, welche Andere sich mühsam ankünsteln müssen, frei zu Gebot steht. Viele unter diesen kleinen Melodien sind eben so zart als kräftig. — Hafiz in Hellas. Von einem Hadshi. (Hamburg, Hoffmann u. Campe.) Wir haben es hier mit einem sehr feinen poetischen Kopf zu thun, der gesunde Sinne, eine sehr lebhafte Phantasie, Formtalent und eine große Receptivität der Empfindung besitzt. Er hat auch Gedanken, wie man sie nicht gerade auf der Heerstraße trifft, und z. B. sein Gedicht, „das Symposion im Himmel“, zeigt, daß er sich über die Realität der olympischen Göttergestalten keineswegs täuscht. Aber wenn er einmal nach Hellas pilgern will, warum pilgert er gerade als Hadshi? Zuerst haben uns die Philologen die erotische Poesie der Griechen vermittelt,

und das war sehr zweckmäßig, denn wir mußten uns erst daran wieder gewöhnen, stark sinnlich zu empfinden und anzuschauen, was wir über unseren theologischen Beschäftigungen fast ganz vergessen hatten. Als die griechische Poesie trivial geworden war, kamen neue Propheten und eröffneten uns das sinnliche Leben des Orients. Der größte Sänger der griechischen Schule stimmte auch in diese neue Weise ein und hat uns manche kostbare Schätze geboten. Auch das war wieder sehr zweckmäßig. Aber nun Beides durch einander zu vermischen, griechische Plastik und orientalische Ueberschwänglichkeit, das ist doch ein etwas gewagtes Unternehmen, und so schön wir uns zuweilen durch diese sinnigen Anschauungen angeregt fühlen, so müssen wir doch gestehen, daß uns das Ganze etwas zu bunt vorkommt. — Endlich: Fürst Lazar. Epische Dichtung nach serbischen Sagen und Heldengesängen, von Siegfried Kapper. (Zweite Auflage. Leipzig, Herbig.) Wir haben von demselben Verfasser vor Kurzem „Serbische Volkslieder“ angezeigt. In dem gegenwärtigen Gedicht ist der Sagenkreis behandelt, der sich auf die Schlacht von Kossowo bezieht. Der Verfasser hat die einzelnen serbischen Romanzen theils durch Zusätze, theils durch Bearbeitung in einen epischen Zusammenhang verwebt, was zwar der historischen Treue Abbruch thut, aber doch für das größere Publicum zweckmäßig ist, denn da der kräftige kriegerische Ton und die lebendige Phantasie der serbischen Volkslieder durch diese Bearbeitung keineswegs abgeschwächt sind, und da der Zusammenhang bei jenen Naturklängen das Unbedeutendste ist, so geht der Gewinn weit über den Verlust hinaus. Diese Nachbildungen der epischen Poesie eines Naturvolks sind uns auch darum von Interesse, weil sie unsre Dichter anregen können, von der unfruchtbaren raffinierten Mystik des Herzens abzulassen und sich auf wirkliche Stoffe zu werfen. —

Die deutschen Einheitsbestrebungen in ihrem geschichtlichen Zusammenhange, dargestellt von Karl Klüpfel. Leipzig, G. Mayer. — Endlich einmal ein politisches Werk, welches wir mit unbedingter Anerkennung begrüßen können, nicht bloß, weil es den leitenden Gedanken unserer Partei mit großem Ernst und entschiedener Wärme ausdrückt und ihn festhält, auch unter den ungünstigen Umständen, die es gegenwärtig wol begreiflich machen können, wenn auch sanguinische Politiker an der Zukunft Deutschlands zu zweifeln anfangen, sondern vor Allem, weil es diesen leitenden Gedanken mit der Gewissenhaftigkeit eines deutschen Gelehrten im Lauf der ganzen deutschen Geschichte verfolgt, und so auch in Zeiten scheinbaren Stillstandes in der dialektischen Entwicklung eben dieses Gedankens, einen stetigen Fortschritt enthält. In anderen Fällen würden wir es nicht für gerathen halten, eine Abstraction zum Gegenstand einer historischen Darstellung zu machen, aber hier, wo der Gedanke die eigentlich bewegende Kraft der Geschichte ausmacht, war dieser Mittelweg zwischen politischem Raisonnement und historischer Darstellung vollkommen berechtigt. Nur eine Kleinigkeit haben wir daran auszusagen. Unzweifelhaft hat die Partei, in der sich seit dem Jahre 1848 die deutschen Einheitsbestrebungen consolidirten, und deren geschichtliche Elemente der Verfasser sehr scharfsinnig analysirt, sich erst allmählig zu der Klarheit entwickelt, die sie wenigstens in Bezug auf das zu erreichende Ziel hoffentlich nicht mehr verlieren wird. Sie war von Anfang an darüber nicht völlig klar, und sie hat sich daher manichfach auf Abwege verleiten lassen. So war z. B. der Verfassungsentwurf der Siebzehner-Commission, der zwar ein deutsches Kaiserthum aufrichten wollte, aber es im Unklaren ließ, ob dieser neue Bau auf dem Fundament des österreichischen oder des

preussischen Staats aufgeführt werden sollte, eine arge Verleugnung des ersten unter allen politischen Grundsätzen, daß man nämlich erst einen Stoff haben muß, ehe man daran denkt, ihm eine Form zu geben. In der spätern Zeit waren die Gegner unsrer Partei daher nicht ganz im Unrecht, wenn sie uns vorwarfen, wir hätten zuerst eine Verfassung gemacht, und dann für dieselbe den passenden Staat gesucht. Der Verfasser scheint auch diese Mißgriffe sehr wohl zu fühlen, aber er spricht es nicht offen aus, und gerade das sollte von unsrer Seite jetzt, wo wir doch mit der augenblicklichen Politik nicht viel zu thun haben, ganz rücksichtslos geschehen, da unsre Partei, so viele Mißgriffe sie sich auch im Einzelnen hat zu Schulden kommen lassen, als Ganzes eine strenge Selbstkritik nicht zu scheuen hat. — Der Verfasser führt die Einheitsbestrebungen auch bis auf die neuesten Zollverhandlungen fort, und auch hier können wir ihm fast überall beitreten. Wir empfehlen es also allen Gleichgesinnten als eine wissenschaftliche Begründung unserer Ansichten. —

Eine Berichtigung. — Herr Professor Ulrici macht uns darauf aufmerksam, daß sich in dem polemischen Artikel in Heft 37 ein factischer Irrthum eingeschlichen hat. Es ist nämlich behauptet worden, Ulrici sei der Ansicht Behse's über die Bedeutung Falstaff's beigetreten; dies ist aber nicht der Fall, und das Mißverständnis, welches wir hiermit zurücknehmen, ist nur aus einer Stelle des von uns angefochtenen Artikels erklärlich, welche eine zu weite Ausdehnung zuließ. Wenn Herr Professor Ulrici hinzufügt, daß er in allen wesentlichen Punkten mit den von uns ausgesprochenen Ansichten übereinstimmt, und daß der Unterschied nur in der Form, nur in der speciellen Beziehung seines Artikels liegt, so können wir über diese Uebereinstimmung mit einem Mann, der so gründliche Studien über Shakespeare gemacht hat, nur Befriedigung empfinden. — Uebrigens hat in dem neuesten Heft der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur, Professor Pott in Halle den Begriff des Romanischen vom philologischen Standpunkt auseinandergesetzt, und dadurch wesentlich zur Aufklärung desselben beigetragen. —

Die Dauchnig'sche Ausgabe englischer Schriftsteller. — Wir fügen unsrem neulichen Bericht zwei neue Werke zu. Zunächst den 13. Band der Household-words von Dickens. Household-words würde man im Deutschen etwa mit „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ übersetzen. Der englische Dichter versteht darunter Belehrungen über Geschichte, über Politik, über die Angelegenheiten des öffentlichen und Privatlebens für das Volk, d. h. für alle Klassen der Gesellschaft gleichmäßig eingerichtet, namentlich aber für diejenigen Klassen, die nicht zu den sogenannten ästhetisch Gebildeten gehören. Ferner komische und erbauliche Erzählungen, Schwänke, Beschreibungen u. s. w., kurz, was man bei uns in den Kalendern zusammen zu bringen pflegt, nur mit dem Unterschied, daß in England die geistvollsten Männer sich dazu hergeben und nicht etwa bloß aus dem Volk novellistischen Stoff für ästhetische Theecircle ziehen, auch nicht von oben herab wie von der Kanzel zu unmündigen Kindern reden. Das Werk ist auf das Musterhafteste durchgeführt, und unsere deutschen Kalender-schriftsteller sollten einmal dies Buch in die Hand nehmen und daraus lernen, wie man geistreich sein kann und doch populair, gemeinnützlich und doch nicht langweilig, fromm und doch nicht pietistisch, verständig und doch nicht altflug. — Ferner ist erschienen der neue Roman von Thackeray: The history of Henry Esmond, in zwei Bänden. An sauberer, feiner Arbeit und an geistvollen Reflexionen steht unter den englischen

Schriftstellern, dem Verfasser keiner gleich. Wäre er in seinen Compositionen strenger und künstlerischer, und ließe er sich nicht durch seine resignirte Stimmung verleiten, über seine saubern Figuren eine etwas dumpfe Atmosphäre zu breiten, wodurch dieselben von ihrer plastischen Kraft viel einbüßen, so würde er vielleicht der erste Romanschreiber Englands sein. Er hat sich diesmal im historischen Roman versucht. Die Geschichte spielt nämlich zur Zeit der Königin Anna und behandelt die jakobitischen Conflict. Wir behalten uns vor, den Dichter, den wir bisher noch nicht unter unsere englischen Portraits aufgenommen haben, ausführlicher darzustellen und bemerken hier nur vorläufig, daß er auch in dem neuen, ungewohnten Genre sehr Bedeutendes leistet.

Aus England. — Ehe wir mit der Eröffnung des Parlaments unsere regelmäßigen Berichte wieder aufnehmen, wollen wir einen flüchtigen Blick auf die Zusammensetzung des neuen Unterhauses werfen, welches für die nächste Zeit die Politik Englands bestimmen wird.

Zwei Einflüsse haben sich bei den allgemeinen Wahlen besonders störend erwiesen. Das Ministerium, mehr durch Fehler und Nachlässigkeiten seiner Gegner, als durch eigenes Verdienst in's Amt gekommen, sah sich, so wie es zur Regierung gelangt war, außer Stande, die protectionistischen Grundsätze, welche es so viele Jahre lang mit solcher Leidenschaft vertheidigt, und deren Verwirklichung das Lösungswort seiner Partei war, in praktische Anwendung zu bringen. Da aber ein offenes Bekenntniß ihres Irrthums die Führer um alle ihre bisherigen Anhänger gebracht hätte, so hüllten sie ihr politisches Programm in einen solchen Nebel von zweideutigen und widersprechenden Phrasen, daß ihre protectionseifrigsten Anhänger wenigstens immer noch einige Aussichten auf die Erfüllung ihrer langgenährten Hoffnungen behielten, während es manchem Freihändler nur als ein verhülltes Eingeständniß, daß sie ihre, als Oppositionsmitglieder vertheidigten Grundsätze bereits aufgegeben hätten, erscheinen konnte. Diese Unbestimmtheit des Programms hat die Wahl von einer ungewöhnlich großen Anzahl Mitglieder zur Folge gehabt, deren Parteistellung erst klar werden wird, wenn das Ministerium nicht mehr mit leeren Phrasen, sondern mit positiven Maßregeln hervortritt. So groß ist die Zahl dieser Unbestimmten, daß ein liberales Blatt die Minorität des Ministeriums im neuen Parlamente auf neunzig angiebt, während ein ministerielles Blatt eine Majorität von 30—40 Stimmen herausrechnet. Die Zahl dieser Unbestimmten wird noch vermehrt, daß das Ministerium, dessen befähigste Führer wahrscheinlich längst überzeugt sind, daß sie über kurz oder lang eine sehr entschiedene Schwenkung in ihrer Politik machen müssen, lieber unbedeutenden Persönlichkeiten zur Wahl verhalf, die mit ihm durch Dick und Dünn — protectionistisch oder freihändlerisch, nur ministeriell — zu gehen Willens sind, als Personen von selbstständiger Stellung und entschiedener Gesinnung. Daher die große Anzahl junger Advocaten ohne Praxis, welche im neuen Parlament die ministeriellen Bänke füllen, und die oft angesehene Grundbesitzer in ihren heimischen Wahlbezirken verdrängt haben.

Der zweite störende Einfluß ist die durch die zudringliche Agitation der katholischen Priesterschaft hervorgerufene religiöse Aufregung gewesen. Sie hat auf doppelte Weise gewirkt: in Irland, wo die katholische Geistlichkeit einen so überwiegenden Einfluß hat, haben weder Talente, sociale Stellung, langjährige Verdienste um Irland (selbst im Sinne der sogenannten patriotischen Partei) Gnade vor den Wahlen gefunden, wenn sie sich nicht

unbedingt den Geboten des ultramontanen Conclaves in Dublin zu fügen versprochen. Die sogenannte irische Brigade hat daher einen sehr bedeutenden Zuwachs an Männern der entschiedensten ultramontanen Färbung erhalten, und wird wahrscheinlich in dieser Session mit noch größerer Energie ihre alte Taktik fortsetzen, jedem Ministerium, das sich nicht ihrem Willen fügt, Hemmnisse in den Weg zu legen, mögen auch die von ihm vorgeschlagenen Maßregeln noch so gut und heilsam sein. In England hat die fanatische Agitation eine Reaction des Protestantismus hervorgerufen, die nicht weniger nachtheilig gewirkt hat: liberale Staatsmänner von Ruf und parlamentarischer Geltung, wie Cardwell in Liverpool, mußten protestantischen Zeloten Platz machen, weil sie der grundsätzlichen Toleranz gegen die Katholiken verdächtig waren, und auch das Ministerium hat die antikatholische Aufregung des Landes reichlich zu seinem Nutzen ausgebeutet.

Die Zahl der neuen Mitglieder des Unterhauses ist ungewöhnlich groß, denn es haben nicht weniger als 180 die Wahl abgelehnt oder sind von den Wählern verworfen worden. Leider hat dabei das Haus vielmehr eingebüßt als gewonnen, und es ist bemerkenswerth, daß gerade diesmal mehrere der eminentesten Talente sehr unbedeutenden Größen haben weichen müssen. Cardwell, eines der bedeutendsten Mitglieder der peelitischen Partei und einer ihrer besten praktischen Staatsmänner, ist, wie schon oben erwähnt, protestantischem Zelotismus erlegen. Sir G. Grey, der ehemalige Staatssecretair des Innern, als Politiker und Redner unter den Whigs in erster Reihe stehend, hat Lord Roxaine, einem Sprößling des herzoglichen Hauses Northumberland, weichen müssen. Ein gleiches Mißgeschick hat Sir W. Somerville, den sehr fähigen Secretair für Irland in Lord Russell's Ministerium getroffen; ferner Lord Ebrington, den thätigen Vorsitzenden des Gesundheitsbureaus, Lord Mahon, den bekannten Geschichtsschreiber, und peelitischen Unterstaatssecretair des Auswärtigen unter Lord Aberdeen, Cornewall Lewis, den Verfasser verschiedener classischer Werke über politische Philosophie, Oberst Thompson, den Nestor der Freihandelspartei, und mehrere Andere, die auf dem Continente weniger bekannt sind, weil sie mehr in den einzelnen Comitèen thätig sind und selten als Redner auftreten, die aber als Autoritäten in verschiedenen Specialfächern im Unterhaus großen Einfluß haben.

Der Ersatz für den starken Ausfall an geprüften Kräften ist sehr gering. Ein Stern erster Größe glänzt wieder im Parlament, Macaulay, den die Stadt Edinburgh, um ihren früheren Fehler, wo eine local-puritanische Coalition seine Wiederwahl verhinderte, wieder gut zu machen, gewählt hat, ohne daß er sich um die Wahl beworben, oder bestimmte politische Verpflichtungen übernommen hätte. Auch auf Seiten der Tories erscheint ein auf dem Continente wohlbekannter Schriftsteller im Parlamente, Sir Edward Lytton Bulwer. Der berühmte Novellist nimmt sich seltsam unter den Tories aus. Er begann seine politische Laufbahn als ziemlich radicaler Liberaler, schloß sich, als er zuerst in's Parlament kam, den Whigs an, wurde von diesen mit dem Baronetstitel belohnt, wurde später durch Erbschaft Countrygentleman, und glaubte nun mit seinen Gütern auch das Torythum geerbt zu haben; und er begnügt sich nicht blos mit politischem Conservatismus, sondern wird auch gleich der allerentschiedenste Protectionist. Daß sein politischer Glaubenswechsel genau mit dem Wechsel des Ministeriums und dem Sturz seiner alten politischen Freunde zusammentrifft, ist wol blos Zufall.

Durch die mittlerweile erfolgte Eröffnung des Parlaments ist die politische Lage nicht klarer geworden. Man war berechtigt von der Adreßdebatte eine Entscheidung zu erwarten; aber vor einer so zeitigen Krisis hat der Tod des Herzogs von Wellington das Ministerium gerettet. Der Anstand verbietet, daß, so lange Englands Nationalheld, in dessen Bewunderung alle Parteien und alle Klassen einig sind, noch nicht in der Erde ruht, der Kampf zwischen den Parteien entbrenne. Der auf die Handels-

politik der Regierung bezüglich Paragravh der Thronrede ist eben so nebelhaft und geheimnißvoll, wie Alles, was seit dem Amtsantritt des neuen Ministeriums über dessen Lippen geflossen ist. „Nach einigen glückwünschenden Worten über den wachsenden Wohlstand des Landes fährt die Rede fort: „Sollten Sie der Meinung sein, daß die Gesetzgebung der letzten Zeit, während sie, nebst anderen Ursachen, dieses glückliche Resultat herbeigeführt, zugleich zwischen gewichtigen Interessen unvermeidlichen Schaden zugefügt hat, so empfehle ich Ihnen, leidenschaftslos zu erwägen, in wiefern es ausführbar sein möchte, diesen Schaden in billiger Weise zu mindern und die Industrie des Landes in den Stand zu setzen, jener unbeschränkten Concurrenz, welche das Parlament in seiner Weisheit sie zu unterwerfen müssen geglaubt hat, mit Erfolg zu begegnen.“

Was in diesem Satz in Aussicht gestellt ist, ist gewiß schwer zu entdecken, und es fehlte auch nicht an bitteren Bemerkungen von Seiten der Opposition über das beständige Versteckenspielen des Cabinets. Aber die oben erwähnten Rücksichten hielten sie ab, ein Amendement zu der Adresse zu stellen, die daher angenommen wurde. Erst nach der Bestattung des Herzogs von Wellington, wo Disraeli sein Budget vorlegen wird, und nicht länger vermeiden kann, zu zeigen, was er mit der Ausgleichung der auf verschiedenen Industrien unbillig drückenden Last meint, wird der entscheidende Kampf entbrennen. Im Oberhause hat übrigens Lord Derby mit anscheinender Aufrichtigkeit erklärt, daß er sich vor der Entscheidung des Landes beuge und den Kornzoll definitiv aufgebe. Disraeli hat sich im Unterhaus durchaus nicht so bestimmt ausgesprochen; beide Staatsmänner, die eigentlich allein das ganze Cabinet bilden, trösten die Grundbesitzer mit einer Entschädigung, deren Beschaffenheit freilich noch ein vollkommenes Räthsel ist, und die vielen Augen in eine immer nebelhaftere Ferne verschwimmt. Nicht Wenige sind überhaupt der Meinung, daß der geistreiche Kanzler der Schatzkammer seinen Squires und Landedelleuten gegenüber dieselbe Rolle spielt, wie Ariel gegen Trinculo, Caliban und Consorten, und daß er sie durch die schmeicheleischen Töne seiner geheimnißvollen Reden zuletzt, anstatt in das Paradies eines ausgiebigen Schutzes, unversehens in den verhassten Sumpf des Freihandels führen werde.

In den Reihen der Opposition sind während der politischen Ferien einige Veränderungen in der Stellung der verschiedenen Persönlichkeiten eingetreten. Lord Palmerston hat sich seinen alten Freunden, den Whigs, wieder etwas genähert, natürlich nicht ohne sich eine seiner Bedeutung angemessene Stellung in ihrem Rathe einräumen zu lassen. Was man eine Zeit lang von Offerten, die ihm die Tories gemacht, erzählte, ist nicht begründet. Er müßte auch ein Thor sein, seinen durch eine langjährige Laufbahn erworbenen Ruhm in die Schanze zu schlagen, um mit Hintanziehung aller politischen Consequenz einem Ministerium beizutreten, dessen Zukunft jedenfalls höchst unsicher ist. Die Whigs unter Lord J. Russell sollen sich endlich über eine neue Reform des Wahlgesetzes geeinigt haben, und zwar nach sehr liberalen Grundsätzen, aber unbedingt die geheime Abstimmung verwerfen, die jetzt entschiedener als je die Losung der Radicalen ist. Sir J. Graham endlich hat sich seit seiner Ansprache an die Wähler von Carlisle den Radicalen bedeutend genähert, und scheint geneigt zu sein, ihnen weitgehende Concessionen zu machen. Die Begrüßung zwischen ihm und Mr. Cobden war bei der Eröffnung des Parlaments ganz besonders warm. Er hat seinen Platz auf der ersten Bank der Opposition genommen, wird also voraussichtlich eine sehr thätige Rolle in dieser Session spielen.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **J. W. Grunow**. — Verlag von **J. P. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Elbert** in Leipzig.